

Paul Sappler: Zur Psychologie des Lexikographen

Das Thema ist zu kraß formuliert und kann nur falsche Erwartungen wecken. *Äne der buoche stiure* und ohne lexikographische Beispiele will ich einige Überlegungen anbringen; ich weiß nicht einmal, ob ich in Ihnen eine Saite zum Schwingen bringe, ob ich Sie damit irgendwie erreiche. Herrn Plate angekündigt habe ich auch nur eine Miszelle, a Miszelle, wie man in Tübinger Mundart sagt.

Leiden Lexikographen öfter an psychischen Störungen als der Rest der Bevölkerung? Wenn ja, woher kommt das? Liegt es an den gegenwärtigen Arbeitsbedingungen in Arbeitsstellen,

- an dem periodischen Zeitdruck,
- an der dauernden Forderung, schneller und gröber zu arbeiten,
- an der Knebelung durch ein in grauer Vorzeit festgelegtes Konzept,
- an Passivität oder zu großer Entscheidungsfreude von Akademiekommissionen,
- an Projektleitern, die kaum Artikel schreiben, aber gern stark hineinwirken, ohne die Feinheiten der Darstellung wahrzunehmen?

Und wie war es früher, als ein Wörterbuch (oder wenigstens ein Wörterbuchband) noch die Arbeit eines Einzelnen war, der ohne Vorgesetzte, nur mit selbstbestimmtem Druck vor sich hin arbeitete? Ein historischer Rückblick brächte wohl manches an verkorkstem Seelenleben zu Tage wie des Otfrid-Lexikographen Paul Piper ewig beleidigte übermäßige Polemik oder wie Matthias Lexers Verwilderung.

Vielleicht muß ein Lexikograph sogar wenigstens ein bißchen verrückt sein? Mit diesen Fragen landete man beinahe in dem beliebten Diskurs »Genie und Wahnsinn«.

Nun, es ist so, daß ich über all dies nicht sprechen will, weil ich davon nichts verstehe; ich fühle mich als Psychologe nicht kompetent. Das war also die falsche Einleitung.

Tatsächlich möchte ich versuchen und mich darauf beschränken, das Wechselbad der Gefühle beim Zimmern eines Artikels zu beschreiben, wie es sich beim Gliedern nach Bedeutungen und Gebrauchsweisen, das eng mit der Bedeutungsanalyse und -ansetzung der Belege zusammenhängt, einstellen könnte; dies beim historischen Belegzitawörterbuch, das semantisch orientiert ist. Wann hat der Lexikograph Evidenzerfahrungen, wann nimmt der Zweifel überhand? Gibt es überhaupt eine ideale Lösung für die Aufgabe, Bedeutungspositionen sinnvoll zu definieren und zu ordnen, oder hängt alles an der Geschicklichkeit des Lexikographen (der sich eher als Künstler oder eher als Handwerker fühlen könnte)? Gibt es einen archimedischen Punkt,

auf den zu das Wörterbuch zurechtzurücken ist, oder gibt es viele mehr oder weniger gute Lösungen; verschwimmt das Ziel in einem Werte-Relativismus; welcher Anteil von Willkür steckt in der Systematik der Bedeutungsgliederung?

Es ist klar, den Lexikographen gibt es nicht. Es sei trotzdem versucht, typische Stimmungsschwankungen beim Schreiben eines Artikels festzuhalten.

In einer ersten Phase, einer vorläufigen Sichtung der Belege, stellt sich Euphorie ein;¹ man sieht Ähnlichkeiten, die Fülle schrumpft etwas, Schwerpunkte werden sichtbar.

Parallel dazu schaut man sich an, was die Vorgänger und Nachbarn gemacht haben. Zuerst fallen deren Mängel ins Auge: zu große Lockerheit oder übermäßige Systematisierung, vage Anschlüsse («dazu auch», «ähnlich»), schlecht zugeordnete Belege. Beim zweiten Blick erkennt man, daß sie mit dem Material gekämpft und dann doch eine recht überzeugende Oberfläche zustande gebracht haben – »Oberfläche« überhaupt nicht negativ gemeint –, eine Darstellung, die einige Abgründe erahnen läßt, aber vom Willen möglicher Ordnung geprägt ist. Das gilt sowohl für eine eher hierarchische wie für eine eher reihende Anordnung, für sehr explizite, der Sache nach definierende Bedeutungsangaben und -beschreibungen wie für sparsame Andeutungen von Semantik, die sich darauf verlassen, daß ganz wenig genügt, um eine Verständigung über Bedeutungs- und Gebrauchstypen herzustellen.

Der nächste Schritt besteht in einer Skizzierung der Gliederung, die im Lauf der Zeit ausdifferenziert wird und sich verfestigt. Man geht – hoffentlich – von einer Analyse der Belege aus, bildet Gruppen unter Etiketten, gibt allmählich durch Modifizierung und Stufung der Gliederung auch den zunächst wie Sonderfälle aussehenden Belegen ihren Platz. Die Rückkopplung ans Belegmaterial ist wichtig, und so schiebt man eine Zeit lang Beleggruppen hin und her, vertieft sich in einzelne Belege, denkt nach, findet eine Lösung, verwirft sie wieder, probiert es neu und gewinnt eine gewisse Neigung zu dem Artikel. Für diese Phase ist oft kennzeichnend, daß der Lexikograph im Detail Stimmungsschwankungen ausgesetzt ist, im ganzen ein Stimmungstal durchschreitet. Zuerst fällt alles leicht, man ist optimistisch; dann kommen mit den Grenz- und Ausnahmefällen Zweifel an der ersten und zweiten Gliederungs-idee auf (dies wenigstens dann, wenn man aus dem Material arbeitet und kein fertiges Schema irgendwoher mitbringt); schließlich ist man mit der Gliederung und Ordnung ganz zufrieden, fast alle Belege sitzen, man sagt sich, so und nicht anders ist es richtig, Evidenz wird erfahren.

¹ In der Diskussion wurde angemerkt, eine große Masse von Belegen könne auch niederschlagen.

Es ist nicht ganz die mathematische oder logische Evidenz, die Evidenz von Beweis oder logischem Schluß, der zur Sicherheit nur noch ein Quentchen Wille fehlt (ohne diesen Willen ist nichts zu machen, wie wir gelernt haben), es ist aber mehr als eine fragile oder gar konfligierende Evidenz – daß es auch diese beiden gebe, habe ich aus dem Titel eines von der DFG genehmigten Projekts gelernt.

Jetzt in einem weiteren, dem dritten Schritt geht es um die Ergänzung und Präzisierung des Belegmaterials (und damit vor allem auch der angesetzten Positionen) aus anderen Quellen als dem Corpus, also um eine Auffüllung des Artikels mit guten Belegen, die in der Basis fehlen, aus vorhandenen Wörterbüchern und um Erläuterungen aus der Forschungsliteratur. Das gelingt mal leichter, mal schwerer, mal ohne, mal mit Stimmungsabschwung; auf jeden Fall ärgert man sich über die Unvollkommenheit der Materialbasis, die immer wesentlich zu klein und zu schwach vorbereitet ist.

Im Verlauf dieses Schrittes stellt man fest, daß sich in manchen Gegenden des Artikels gleichartige oder doch ähnliche Belege ballen. Einige davon sind anderen zu ähnlich und bringen offenbar nichts Neues; man läßt sie verschwinden. Es gibt aber auch solche, die man stehen läßt, weil man Gesichtspunkte findet, die sie als andersartige mit Eigenwert ausweisen. Man hat nun die Wahl, solche leicht abweichenden Belege einer gefestigten Position zuzuschlagen, die dann vielleicht inhomogen und zu reichlich bezeugt aussehen könnte, besonders wenn man mit binnengliedernden Erläuterungen sparsam ist, oder aber die Gliederung ausdifferenzieren und für sie eine eigene, wenn auch gering belegte Position aufzumachen.

Jetzt spätestens – viertens – ist es Zeit, den Artikel mit anderen Personen zu diskutieren. Es zeigt sich in der Regel, daß gewisse Feinheiten und Raffinessen, auf die man stolz ist, von anderen gar nicht wahrgenommen werden – Stimmungsabschwung – oder daß diese anderen gern aus mangelnder Einsicht das ganze Konzept verschieben würden oder einfach nur den Artikel als zu differenziert kräftig zusammenstreichen wollen – Stimmungsabsturz. Da regt sich dann doch das Gewissen gegenüber Vorgängern und Forschungslage.

Es bedarf aber nicht eines so globalen Vorgehens gegen einen Artikel, fatal ist es schon, wenn argumentiert wird, Positionen unter einer bestimmten Belegdichte ohne Stütze durch Entsprechungen in anderen Sprachepochen hätten wegzufallen. Diese Argumentation beruht immer auf einer Überschätzung der Aussagekraft des zugrunde liegenden Corpus, sie ist ein Schlag gegen eine ganze Gruppe von Benutzern, nämlich die, die das Individuelle und schwerer Deutbare erklärt bekommen wollen, und sie macht den Lexikographen zum Schiedsrichter über den Erfolg und manchmal sogar über die sprachliche Kraft einer Neuerung.

Es gibt aber auch manchmal hilfreiche Hinweise, die auszuführen und dem bestehenden Konzept einzupassen zwar Mühe kostet, aber doch gewisse Glücksgefühle auslösen kann, weil sich das bisherige Konzept als im ganzen wohlbegründet und elastisch erweist.

Man gibt also, fünfter Schritt, den entweder gerupften oder wirklich verbesserten Artikel aus der Hand. Irgendwann erscheint er gedruckt (hoffentlich, und nicht nur elektronisch!), man liest ein bißchen hinein, erinnert sich an manches leider unwiederbringlich Gestrichene, sieht die eine und andere kleine Schwäche, aber im ganzen verflüchtigen sich Freude und Schmerz in einer Erinnerung, die im Lauf der Zeit immer ferner rückt und blasser wird.

Gefühls- und Stimmungsmomente beim Verfertigen eines Artikels, betrifft Sie diese Skizze oder empfinden Sie als Lexikograph anders? Das würde mich interessieren; sind meine Gewährsleute – und ich – eher Ausnahmen oder die Regel?

Der Skizze anfügen möchte ich ein paar Überlegungen zum sachlich-fachlichen Hintergrund, nämlich welche Probleme des Artikelmachens ursächlich sind für das Auf und Ab der Seele, warum man praktisch nie eine glatte, ganz überzeugende Lösung findet.

Oskar Reichmann hat in seinem Beitrag hier in Bullay 2007 zwei Antworten auf diese Frage versucht. Erstens hat er die Schwierigkeit hervorgehoben, den verschiedenen Funktionen von Sprache in einem Darstellungsschema gerecht zu werden, der Darstellungsfunktion von Wörtern in Texten, der Kognitionsfunktion, der Kommunikations- und der Symptom- oder Färbefunktion. Ob das so unmöglich ist? Als Optimist versucht sich ja Oskar Reichmann immer wieder selbst an dieser Aufgabe.

Seine zweite Antwort ist noch grundsätzlicher: Er und andere leiden unter der Aporie, dem Individuellen gerecht zu werden, also der Einzelstelle mit all ihren Ähnlichkeiten und impliziten Verweisen überallhin, ihrer Lebendigkeit und ihrer Überfülle an Bemerkenswertem, und andererseits durch Abstraktion Ordnung in die Fülle zu bringen, eine Abstraktion, die notwendig und verlustreich zugleich sei. Wenn man ihm empfähe, die Abstraktion – mit Rücksicht auf den Textphilologen – nicht zu weit zu treiben, spräche er vermutlich von der Pflicht des Sprachhistorikers.

Ein anderer Grund für das Leiden könnte dieser sein: In fast jedem größeren Artikel treten verschiedene leitende Gesichtspunkte vermengt auf. Genannt seien drei: ein genetisches, ein sachlich-logisches und ein praktisch-sprachliches Moment. Ihr Ineinander, besser ihr Widerstreit, verhindert eine saubere Lösung.

Eine genetische Anordnung wäre an sich für den Sprachhistoriker, wenn er sich Hermann Pauls massenpsychologische Erklärung des Sprachwandels zu eigen macht, ideal: danach zu ordnen, wie die Gebrauchsweisen und Färbun-

gen durch Ausbrechen aus dem jeweils etablierten Sprachgebrauch auseinander hervorgehen. Man braucht einfach nur die immerwährende lebendige Bewegung der Sprache abzubilden. Dann kommt man sogar mit nur zwei Dimensionen gut aus. Auch dem Textphilologen, nicht nur dem Sprachhistoriker, sollte das Verfahren gefallen; er dürfte diese Anordnung als eine gewissermaßen »natürliche« empfinden. Leider sind nun dieser Lösung enge Grenzen gesetzt. Die Bewegungsrichtung ist oft unklar, die Entwicklung geht in nicht nachvollziehbaren Sprüngen, oft sind die genetischen Verhältnisse – besonders bei der Großgliederung – nicht zu rekonstruieren.

Eine sachlich-logische Typologie im Artikel kommt dem Sprachhistoriker und dann vor allem dem Enzyklopädisten entgegen. Tatsächlich kann sich nicht einmal jemand, der anders, nämlich sprachlich-textbezogen denkt und in diesem Bereich bleiben will, seinem Weltwissen entziehen. Nur ob dieses Weltwissen mit seinem unhistorischen Ansatz und seiner willkürlichen (wenn auch durch Gewohnheit gestützten) Hierarchisierung für eine Artikelgliederung geeignet ist? Die Welt ist nun einmal nicht wohlgeordnet, die Ordnungssysteme sind dem Wandel unterworfen und zu grob, man kann ihnen nicht vertrauen. Auch die geschichtlich gedachten Ordnungssysteme sind meist nicht genug sprachorientiert.

So bleibt die praktisch-sprachliche Ordnung; ich verhehle nicht, daß ihr meine Sympathie gilt. Sie entspricht, aus dem Belegmaterial und der sprachlichen Oberfläche entwickelt, besonders den Erwartungen und Wünschen des Textphilologen (dessen Erkenntnisinteressen im Detail kaum vorhersagbar sind) und hat den Vorteil, daß Rand- und Übergangszonen nicht so leicht vernachlässigt oder beiseitegeschoben werden wie bei einer sprachferneren, von außen herangebrachten Gliederung, die entsprechend schematisch ausfällt. Allerdings ist hier der Lexikograph mehr im offenen Raum. Er hat den Auftrag zu beobachten, was sich überhaupt nur beobachten läßt, festzuhalten, was irgendwie bemerkenswert sein könnte, auf die Reihe zu bringen, was sich keiner vorgefaßten Idee fügt. Letztlich hat er keine Richtschnur, sondern schwimmt in der Vielfalt der möglichen Gesichtspunkte. Da mag dann die Evidenz besonders fragil sein.

Diese Trias habe ich besonders angesprochen. Im folgenden nur noch ein paar Stichwörter.

Man greift gern zu scheinbar plausiblen Universalien, etwa den Oppositionen belebt–unbelebt, konkret–abstrakt, lokal–temporal–modal–kausal, Zustände–Vorgänge usw., aber das sind Krücken. Sie mögen bei der systematischen Suche des eiligen Wörterbuchnutzers nach bestimmten Erscheinungen helfen, gliedern aber das Material nicht angemessen. Um nur eine solche Allgemeinbegriffs-Relation herauszugreifen, dazu noch eine besonders sprachnahe:

- »lokal« (und davon Übertragenes) ist eine meist gut zu erkennende Kategorie;
- »temporal« fast genauso, nur verschwimmen die Begriffe schon, wenn ein Subjekt eine Prozession sieht; räumliches Nebeneinander und zeitliches Nacheinander gehen ineins. Zudem sind wohl irgendwie zusammenhängende Ereignisse unter »temporal« unterzubringen, wenn es keine näheren Angaben über die Art des Zusammenhangs gibt.
- »modal« und »kausal« sind Sammelkategorien, die nicht zuletzt von der Weltsicht des Sprachbeobachters bestimmt sind, – brauchbar dann, wenn der Text in diesen Kategorien gedacht und angelegt ist. Also mindestens: Vorsicht!

Man könnte auch andere Oppositionen anführen. »Freier Gebrauch« gegen »Wendungen« ist eine davon, mit zahllosen Übergängen und großer Unsicherheit der Einordnung behaftet. Ähnlich die Opposition »eigentlich« gegen »übertragen«; sie ist genetisch gedacht und setzt Paare in ein Verhältnis, in dem das Übertragene auch wieder zum Eigentlichen eines weiteren Paares werden kann. Hier werden ein weiteres Mal die Grenzen des genetischen Verfahrens schmerzhaft bewußt.

Ich breche jetzt ab. Wenn das Vorgetragene etwas durcheinander und ungeordnet war, dann deshalb, weil ich Ordnungsdinge problematisieren wollte. In diesem Kreis von Lexikographen, nach innen, darf man Schwierigkeiten und Leidensdruck gelegentlich einmal zum Thema machen, nach außen wird man eher das herausstellen, was trotz aller Schwierigkeiten immer noch positiv zu erreichen ist. Das ist nicht wenig. Es ist jedenfalls ein Vergnügen, gut gearbeitete Artikel zu lesen; ihnen sieht man an, daß es über ein formales Aufbauschema hinaus wenig Festes gibt und daß der Lexikograph von der ihm damit auferlegten Freiheit überlegten Gebrauch gemacht hat.